

HILDE ARTMEIER

Nacht an der Donau

KRIMINALROMAN

Hilde Artmeier wurde 1964 in Oberbayern geboren. Nach einem Studium der Biologie an der Universität Regensburg und einer Ausbildung zur Fremdsprachlichen Wirtschaftskorrespondentin folgten berufliche Stationen in der Pharmaindustrie, im weltweiten Export und als Übersetzerin wissenschaftlicher Fachtexte. Seit dreißig Jahren lebt die Mutter von zwei Kindern in und um Regensburg und arbeitet heute wieder im fremdsprachlich-kaufmännischen Bereich und seit 2000 als freie Schriftstellerin. Hilde Artmeier schuf die erste Regensburger Krimireihe, die in der Presse große Beachtung fand. Nach ihrem Debütroman »Drachenfrau« (Gmeiner, 2004) erschienen mehrere Kurzgeschichten und fünf Kriminalromane, zuletzt »Die Tote im Regen« (Piper, 2010), der erste Band ihrer Reihe um die italienischstämmige Privatermittlerin und Expolizistin Anna di Santosa.

Nähere Informationen unter www.hildegunde-artmeier.de.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen, Personen und manche Örtlichkeiten sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Sebastian

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/imageBROKER/Bahnmueller
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-354-3
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Buchplanung Dirk R. Mey-
necke, Clenze, sowie die Dörnersche Verlagsgesellschaft mbH, Reinbek.

PROLOG

Freitag, 5. Juni, 21.34 Uhr

Ich will nicht sterben.
Ich habe noch nicht genug gelebt.
Vincenzo. Er braucht doch seine Mutter.
Und Maximilian. Auch er braucht mich ...
Dort in der Ecke. Dieser leblose Körper.
Überall das viele Blut.
Wer hilft uns?
Wer nur?
Die scharfe Klinge kommt näher.
Sie zittert kein bisschen.
Nur diese irren Augen über mir flackern.
Aber sie kennen kein Erbarmen.
Sekunden, Minuten, Stunden. Tage und Nächte – alles zuckt durch
meinen Kopf.
Auch jene Nacht, als alles begann.

Sonntag, 31. Mai, 21.22 Uhr

»Heute wieder mal die Einfahrt fremder Leute zugeparkt?«, fragte ich die junge Frau über die Schulter an jenem ungewöhnlich warmen Sonntagabend Ende Mai und trabte zügig an ihr vorbei.

Mein Ton war angriffslustiger als beabsichtigt. Wenn ich gewusst hätte, dass die flachsblonde, viel zu dünne Frau kaum eine Stunde später tot sein würde und meine Hände rot von ihrem Blut gefärbt sein sollten, wäre ich versöhnlicher gewesen.

Ihren energischen Schritten und dem stur nach vorn gerichteten Blick nach zu urteilen, hatte die Frau, die als Anwältin in der Kanzlei neben meinem Haus arbeitete, achtlos an mir vorbeistockeln wollen. Jetzt aber konnte sie nicht mehr so tun, als hätte sie mich nicht bemerkt. Abrupt blieb sie stehen und wandte sich um. Auch ich hielt inne.

»Tut mir leid«, sagte sie unerwartet zerknirscht. »Ich hatte es wirklich eilig letzten Freitag. Ein dringender Termin im Amtsgericht. Eigentlich wollte ich den Wagen noch wegfahren, damit er nicht Ihre Einfahrt blockiert. Aber dann war es so hektisch, und ich habe es einfach vergessen.«

Ihr Termin hatte vier Stunden gedauert. Anfangs hatte ich in Einklang mit meinem toskanischen Erbe erst einmal gewartet – was machte eine Viertelstunde hin oder her schließlich aus? Zwanzig Minuten und eine Kanne Tee später war aber auch mir der Geduldsfaden gerissen. Vier große Kartons, randvoll mit neuer Kommissionsware, warteten darauf, in meine Boutique befördert zu werden – und zwar bevor der umsatzstarke Freitag vorbei war. Also hatte ich in der Kanzlei Sturm geläutet. Eine gelangweilte Sekretärin hatte mir die kalte Schulter gezeigt.

»Sie hätten Ihrer unverschämten Kollegin den Schlüssel dalassen können«, entgegnete ich. »Dann hätte ich mir den Anruf beim Abschleppdienst gespart.«

»Und ich mir hundertfünfzig Euro.«

Ich hob die Augenbrauen und musterte die junge Anwältin kühl. Sie wich meinem Blick aus, schien aber immerhin zu begreifen, dass ihre Bemerkung unangebracht war. Schließlich war es nicht das erste Mal gewesen, dass ihr silberfischchenfarbener Golf die Zufahrt zu meiner Einfahrt versperrte.

»Kommt nicht wieder vor«, versprach sie und nickte betreten. Dann sah sie mich mit ihren großen schokoladenfarbenen Augen an, mit einem Mal ohne Scheu und entwaffnend offen.

Wir standen in der Prebrunnallee gegenüber dem Regensburger Herzogspark, unter dicht belaubten Bäumen und nur wenige Meter entfernt von meinem Haus. Seit es so warm geworden war, nutzte ich jeden Abend, um mich sportlich wieder fit zu machen. Die Sonne war schon seit geraumer Zeit untergegangen und der Himmel voller Abendrot. Die Luft roch nach Jasmin, verblühtem Flieder und einer lauen Frühsommernacht.

»Bin im Moment etwas neben der Spur – hab an jeder Front nur Stress«, erklärte mein Gegenüber mit gepresst klingender Stimme.

Sie war so konzentriert auf unser Gespräch, dass sie kaum bemerkte, wie ein plötzlicher lauer Windstoß ihren perfekt geschnittenen Bob durcheinanderbrachte. Ich hob den Kopf. Zwischen dem dichten Blätterwerk sah ich Wolken aufziehen.

»Stress mit meinem Freund, das heißt Exfreund, und im Job auch«, fuhr sie fort. »Meine Probezeit ist bald zu Ende, und ich weiß immer noch nicht, ob ich übernommen werde. Da will man natürlich alles zweihundertprozentig erledigen. Sogar wenn so ein komischer Klient am Sonntagabend anruft, wie heute. Ein Spezi vom Chef. Morgen fliegt er in die USA, deshalb diese unmögliche Uhrzeit.«

Mit einem Mal tat sie mir leid. Ich wollte etwas sagen, aber da fuhr sie schon mit leicht verstellter Stimme fort: »*Geduld, meine liebe Frau Maikammer, Sie erfahren es früh genug.* Das ist alles, was mein Chef dazu sagt. *Meine liebe Frau Maikammer* – dass ich nicht lache.« Sie biss sich auf die Unterlippe, kratzte sich an der zu groß geratenen Nase. »Aber, das ist natürlich nicht Ihr Problem. In Zukunft parke ich den Wagen jedenfalls nicht mehr vor Ihrer Einfahrt. Fest versprochen.«

Unentwegt trat sie von einem Fuß auf den anderen. Auf ihren

zehn Zentimeter hohen Stöckelschuhen mit aufgenähter Rosette und in ihrem akkurat gebügelten anthrazitgrauen Kostüm, die Aktentasche verkrampft unter den Arm geklemmt, wirkte sie mit ihren siebenundzwanzig, achtundzwanzig Jahren mit einem Mal erschreckend verletzlich. Wie eine Seiltänzerin, jung und unerfahren, die im frisch gestärkten Tutu und voller Erwartung über ein fast unsichtbares Seil balancierte, der Abgrund darunter beängstigend tief. Nur ein falscher Schritt, und schon war alles vorbei.

»Dann wünsche ich Ihnen, dass Sie bald eine gute Nachricht von Ihrem Chef bekommen.« Ich versuchte, so aufmunternd wie möglich zu klingen, und streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. »Ich heiße übrigens Anna.«

Überrascht ergriff sie meine Rechte. Ihr Händedruck war kurz und fest. »Freut mich. Britt Maikammer.«

»Also, dann – schönen Abend, Britt.« Ich zwinkerte ihr zu. »Und viel Erfolg mit Ihrem komischen Klienten.«

Ich wandte mich um und lief weiter in Richtung Donau.

»Danke schön!«, hörte ich sie mir nachrufen.

Im Laufen drehte ich mich um und sah, wie sie mir zulachte, mit einem Mal ganz unbeschwert. Dann verschwand sie hinter der schweren Eichentür, die in die Kanzlei führte.

Das war das letzte Mal, dass ich sie lebend sah.

Eine gute Stunde, zwanzig Minuten länger als sonst, lief ich am Donauufer entlang, vorbei am denkmalgeschützten Salzstadel, einem Lagerhaus aus dem 17. Jahrhundert, über die achthundert Jahre alte Steinernen Brücke, die noch immer renoviert wurde, hinunter in die Badstraße auf der Wöhrdinsel und weiter über den Eisernen Steg mit seinen unzähligen Liebesschlössern am Geländer.

Überall traf ich auf Spaziergänger, mit und ohne Hund, gut gelaunte Jugendliche auf dem Weg zum Donauufer, eine Bierflasche oder Cola-Dose in der Hand, schick zurechtgemachte Frauen und Männer, die auf dem Bismarckplatz den schwülwarmen Abend genießen und anderen Flanierenden nachsehen würden, so wie sie ihrerseits begutachtet wurden. Sehen und gesehen werden – das gleiche Motto wie in Italien, meiner alten Heimat.

Als ich in die abseits gelegene Lederergasse einbog, war es

schon lang dunkel und ein Gewitter im Anmarsch. Bereits auf meinem Weg zur Steinernen Brücke waren die Wolken immer dichter geworden, irgendwann verschluckten sie den letzten Rest Dämmerung, auch der Wind wurde von Minute zu Minute stärker. Aber jetzt hatte ich es zum Glück nicht mehr weit.

Beim Naturkundemuseum und im dahinterliegenden Renaissancegarten war es um diese Uhrzeit wie immer ruhig und in der Prebrunnallee, an deren Ende sich mein Haus befand, gewohnt menschenleer. Bis auf den Verkehrslärm in der Ferne und meinen eigenen, inzwischen etwas aus dem Takt geratenen Atem hörte ich nur eine einzige unbeirrbar Amsel, die noch immer sang. Der Herzogspark zu meiner Rechten, der sich an den Renaissancegarten anschloss, lag dunkel und verlassen da. Inzwischen war es nach halb elf, und der idyllisch angelegte Park mit seinen teils einheimischen, teils exotischen Baumriesen hatte schon lang seine Pforten geschlossen.

Ich hatte nur noch wenige Meter bis nach Hause. Im ersten Stock, in Vincenzos Zimmer, brannte Licht, offenbar hatte er seine Hausaufgaben wieder einmal bis zur letzten Sekunde aufgeschoben. Auch in der Küche hatte ich die Lampe angelassen. Die Laubkronen der Ahornbäume waren aber so dicht, dass sowohl der Lichtschein aus meinem Zuhause als auch der der einzigen Laterne hier in der Allee nicht bis zu mir drangen. Ich freute mich auf ein großes Glas Wasser und eine kalte Dusche und spürte den ersten Regentropfen.

Das Bürogebäude, in dem sich die Anwaltskanzlei befand, ragte schwarz und düster in den Nachthimmel. Also ist auch Britt endlich auf dem Weg in den verdienten Feierabend, dachte ich noch, als mein Fuß plötzlich gegen etwas Weiches stieß. Eine Katze, war mein erster Gedanke.

Ich versuchte, etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Neben mir parkte ein Lieferwagen, der zusätzlich die Sicht auf den Gehweg versperrte. Nur auf die Motorhaube und den Grünstreifen zwischen Gehweg und Straße fiel ein schwacher Lichtschein. Auf dem Grünstreifen lag etwas. Ein Frauenschuh mit hohem Absatz und etwas Rundem auf der Spitze – eine aufgenähte Rosette.

Ich bückte mich, tastete nach dem Hindernis. Ein Körper. Reglos und schwer lag er auf dem Boden. Im Schatten des Lieferwagens

und der Bäume sah ich kaum etwas, aber doch so viel, dass ich im nächsten Moment die groben Umrisse eines Menschen erkennen konnte.

»Können Sie mich hören?«, fragte ich. »Haben Sie sich verletzt?«
Keine Reaktion.

Ich tastete weiter. Der Kopf lag mit dem Gesicht nach unten, verborgen unter seidigem Haar, das Einzige, was mir in der Dunkelheit hell entgegenschimmerte. Die Arme waren unter dem Gewicht des schlaffen Körpers begraben, die Beine seitlich verkrümmt. Ich fühlte verklebten Stoff, an manchen Stellen offenbar feucht, vor allem im oberen Brustbereich. Ein süßlicher, Übelkeit erregender Geruch stieg mir in die Nase. Mit einem Mal wurde mir bewusst, dass ich in einer schwarzen, ebenfalls klebrigen Lache kniete.

Wieder ein Regentropfen.

Jemand stöhnte.

Das musste ich gewesen sein.

Ich versuchte festzustellen, ob Britt – inzwischen war ich sicher, dass dieses reglose Bündel vor mir Britt war – noch atmete, konnte aber weder etwas fühlen noch hören. Ich fasste nach ihrem Hals.

Kein Puls.

Ihr Körper war noch warm.

Plötzlich ein leises Geräusch schräg hinter mir.

Ich fuhr in die Höhe, lauschte, nur einen Wimpernschlag lang, sprang sofort zur Seite, duckte mich hinter den Lieferwagen.

Wieder dieses feine, schnelle Geräusch, das ich nicht einordnen konnte.

Ob er noch da war?

Britts Mörder?

Ich atmete flach und so leise wie möglich, während ich meinte, mein Atem, stampfend und dröhnend, wäre noch in zehn Metern Entfernung zu hören.

Nichts geschah.

Nur in der Ferne das eine oder andere vorbeifahrende Auto, Musikfetzen wehten von irgendwoher in die schwarze Allee, einzeln klopfen Regentropfen auf die Motorhaube des Lieferwagens, Donner grollte.

Dann hörte ich es erneut.

Und jetzt erst verstand ich, was es war: das leise Trippeln winziger Füße, die in Windeseile über den Asphalt sausten, zum Stillstand kamen, unter den Bäumen verschwanden.

Eine Ratte.

Vielleicht auch ein Eichhörnchen.

Laut atmete ich aus. Mein Herz hämmerte gegen den Brustkorb. Dann zog ich das Handy aus der Tasche der Laufhose und tippte mit Blut an den Händen die Notrufnummer ein.

Sonntag, 31. Mai, 23.57 Uhr

»Du hast also noch mit ihr gesprochen?«, fragte mich Paolo mehr als eine Stunde später halb ungläubig, halb irritiert und schickte den auf eine Anweisung wartenden Streifenpolizisten mit wenigen, aber präzisen Worten nach draußen.

Paolo hieß eigentlich Paul Wolf, war Kriminalhauptkommissar bei der Kripo Regensburg und im Moment alles andere als erfreut, ausgerechnet seine geschiedene Frau als Zeugin in einem Mordfall vernehmen zu müssen. Das Trillern seines Handys hatte ihn aus einer feuchtfröhlichen Geburtstagsfeier gerissen, wie er mir vor wenigen Minuten mürrisch erklärt hatte. Lilo, seine Lebensgefährtin, war nicht begeistert gewesen, den restlichen Abend ohne ihn verbringen zu müssen.

Dass Britt Maikammer einem gewaltsamen Tod zum Opfer gefallen war, hatte schon die kurze Untersuchung des Notarztes ergeben. Dem ersten Anschein nach ein einziger gezielter Schnitt durch die Kehle. Sie war sofort tot gewesen, so die Einschätzung des Arztes, ein Hüne Ende vierzig, mit grotesk abstehenden Ohren und traurigen Hundeaugen.

Zumindest hat sie nicht leiden müssen, dachte ich immer wieder, wie ein lautloses Gebet wiederholte ich stumm diese Worte. Ich sah sie vor mir, wie sie mir zum Abschied zugelacht hatte: eine junge Frau, voller Zweifel und Hoffnung, das Leben lag noch vor ihr. Und von einer Sekunde auf die andere war nichts mehr übrig von diesem zu kurzen Leben. Außer einem verrenkten Bündel aus Armen und Beinen, besudelt mit dem eigenen Blut, weggeworfen wie ein Sack Müll.

Benommen nippte ich an meinem Tee. Die Tasse aus dünnwandigem Porzellan war übersät mit lilafarbenen Blümchen. Das heiße Getränk wärmte mich. Denn trotz der noch immer lauen Nacht war mir eiskalt. Wieder grollte der Donner, inzwischen ganz nah, Wetterleuchten kündigte schon seit einiger Zeit das Gewitter

an. Aber mehr als ein paar Tropfen Regen hatte es bisher nicht gegeben.

Mein Exmann und ich saßen in der Küche meiner Jugendstilvilla, die ich wie das Porzellan und die Möbel von meiner italienischen Großmutter geerbt hatte. Vincenzo, unser gemeinsamer zwölfjähriger Sohn, rumorte im ersten Stockwerk. Er fand alles, was sich draußen abspielte, mega aufregend, und an Schlaf war natürlich nicht zu denken. Das Aufgebot an Einsatzfahrzeugen, Notarzt- und Rettungswagen hielt ihn wach, ständig flammte irgendwo Scheinwerferlicht auf, ein unaufhörliches Kommen und Gehen und von den Polizeikameras ein ständiges Blitzlichtgewitter. Unser Sprössling war so oft an der Küchentür vorbeigelaufen, jedes Mal auf dem Weg zu einem anderen Fenster mit womöglich noch besserem Blick und in der Hoffnung, von unserem Gespräch so viel wie möglich aufzuschnappen, dass wir ihn schließlich genervt nach oben verbannt hatten.

»Was hat die Maikammer gesagt?«, hakte Paolo wieder nach, als ich nach mehreren Schlucken Tee noch immer keine Antwort gegeben hatte.

»Sie hat sich bei mir entschuldigt«, antwortete ich schließlich und erzählte ihm von der lästigen Angewohnheit der jungen Anwältin, immer wieder vor meiner Einfahrt zu parken, gleichgültig, wie lang ihre Auswärtstermine dauerten. Und dass ich vergangenen Freitag schließlich die Geduld verloren und den Abschleppdienst angerufen hatte.

»Sie hatte heute Abend noch einen Termin«, fiel mir plötzlich ein. Kerzengerade richtete ich mich auf. »Mit einem Klienten.«

»Sonntagabend?«

»Ja, komisch, nicht? Das hat sie auch selbst so formuliert, aber er war offenbar ein Freund von ihrem Chef.« Ich versuchte, mich an den genauen Wortlaut von Britt Maikammers Erklärung zu erinnern. »Der Klient muss sie kurz zuvor angerufen haben. Morgen fliegt er in die USA, hat sie gesagt, deshalb hat er auf den späten Termin bestanden.«

»Wann genau hast du sie getroffen?«

»Kurz vor halb zehn.«

»Weißt du den Namen des Klienten?«

»Madonna, chi è la polizia – tu oppure io?« Ich verdrehte die Augen. »Du bist doch der Bulle. Streng dich an und find es raus, Signor Commissario.«

Er schnaubte, machte sich aber gehorsam eine Notiz.

»Sie hatte eine Aktentasche dabei.« Gedankenverloren wickelte ich mir eine meiner langen tizianroten Haarsträhnen um den Zeigefinger. »Vielleicht ist da was drin, was Aufschluss über diesen Klienten geben könnte.«

»Die haben wir gefunden, neben der Leiche. Netbook, Handy, Papiere, Geldbeutel, Notizblock, war alles da. Die Auswertung der Geräte und Unterlagen wird ein wenig dauern.« Wieder schrieb er etwas auf seinen Block. »Vielleicht weiß ja ihr Chef, wer sie angerufen und in die Kanzlei bestellt hat. Sonst noch was?«

»Sie hatte Stress mit ihrem Freund. Nein, Exfreund, hat sie gesagt.«

»Name?«

Ich stöhnte nur und sparte mir meinen Kommentar.

»Hast du was gehört, bevor du in die Allee gebogen bist?« Paolo fuhr sich durch die kurzen schwarzen Haare und musterte mich mit seinen fast ebenso dunklen Augen angespannt. Mit seiner sommers wie winters gebräunten Haut sah er im Gegensatz zu mir wie ein waschechter Italiener aus. »Schreie, Stimmen, Geräusche? Oder irgendwas beobachtet?«

Ich überlegte, versuchte, mich an jedes Detail der wenigen Momente zu erinnern, während ich ahnungslos in Richtung der Toten gejoggt war. War mir nicht in einer der Gassen vor dem Naturkundemuseum jemand begegnet? Dann aber schüttelte ich entschieden den Kopf.

Es stand zwar noch nicht eindeutig fest, ob der Fundort der Leiche auch der Tatort war, so wusste ich von Paolo. Erst die Arbeit der Spurensicherung und die gerichtsmedizinischen Untersuchungen würden diese Frage endgültig klären. Doch allein die Unmengen an Blut, in denen Britt gelegen hatte, legten diesen Schluss nahe.

»War was im Geldbeutel?«, fragte ich.

»An die zweihundert Euro.«

»Also kein Raubmord.«

»Bisher scheint auch kein sexuelles Motiv vorzuliegen. Zumin-

dest, wenn man vom Zustand ihrer Kleidung ausgeht. Genaues wissen wir natürlich erst nach der Obduktion.«

Von draußen hörte man Männer rufen, und nun klatschten doch immer mehr Regentropfen auf das Fensterbrett. Im Moment untersuchten Spezialisten der Spurensicherung jeden Millimeter der Toten und des Fundorts fieberhaft nach möglichen Indizien. Man hatte bereits zwei Zelte aufgebaut. Aber sobald das Gewitter richtig losbrach, würde der Regen dennoch Spuren vernichten. Ansonsten herrschte das geordnete Durcheinander aus Sanitätern, Streifenpolizisten und Paolos sonstigen Kollegen, das ich aus meiner Zeit als Schutzpolizistin noch gut kannte. Auch heute Abend waren es sicher die Schaulustigen, angelockt durch das Aufgebot an Einsatzfahrzeugen, die für mehr Wirbel sorgten als alle anderen. Manche der Sensationslustigen wollten sich nichts entgehen lassen. Sie würden versuchen, den in weißen Overalls steckenden Beamten vom Erkennungsdienst auf die Finger zu schauen, wie sie Blutspuren und unsichtbares Beweismaterial in kleine Plastiktüten verpackten.

»Es muss doch irgendwem etwas aufgefallen sein«, überlegte ich. »Hast du Leute rausgeschickt, die mit den Anwohnern in den umliegenden Straßen reden?«

An Paolos rechter Schläfe zuckte ein Muskel. Mein Ex hatte es noch nie leiden können, wenn ich ihm sagte, wie er seine Arbeit zu erledigen hatte.

»Weißt du schon was über die Tatwaffe?«

Dieses Mal reagierte Paolo nicht gereizt, sondern seufzte kaum hörbar. »Dem ersten Anschein nach könnte es sich um dasselbe Messer handeln wie bei der Toten am Dom. Ihr hat man übrigens auch die Kehle durchgeschnitten.«

Wortlos sahen wir uns an.

Natürlich hatte auch ich von Anfang an daran gedacht, schon als ich Britts Leiche fand, und ich wusste genau, was jetzt durch Paolos Kopf geisterte: *Zweite Frauenleiche gefunden – Serienmörder in der Domstadt?* Diese oder eine ähnliche Schlagzeile würde spätestens übermorgen das Titelblatt der Mittelbayerischen Zeitung zieren und meinem Ex das Leben schwer machen. Was in einer solchen Situation zählte, waren Ergebnisse. Und zwar sofortige und vor

allem solche, die sowohl die aufgebrachte Bevölkerung als auch die Staatsanwaltschaft beruhigten.

Am vergangenen Wochenende hatte ein Angestellter der Dombauhütte im Domgarten, einer kleinen Gasse zwischen dem weltberühmten Dom St. Peter und der Dombauhütte, eine Regensburger Geschäftsfrau gefunden, mit einem Messer getötet. Mitten am helllichten Tag war der Mann, der an diesem Samstagnachmittag am Arbeitsplatz sein vergessenes Handy holen wollte, buchstäblich über die beim Tor liegende Leiche gestolpert. Sie musste unmittelbar vor dem Eintreffen des Arbeiters an Ort und Stelle ermordet worden sein. Die auch tagsüber erstaunlich ruhige Gasse – obwohl sie eine zentrale Lage hatte, war sie doch sehr versteckt gelegen – war zu diesem Zeitpunkt menschenleer. Ich kannte die Gegend gut. Florian, Vincenzos bester Freund, wohnte nur wenige Ecken weiter in der Lindnergasse im obersten Stock eines alten Patrizierhauses mit direktem Blick auf Donau und Steinerne Brücke.

Trotz unermüdlicher Ermittlungsarbeit und vermutlich schon jetzt unzähliger Überstunden der Soko-Mitglieder gab es noch immer keinen Hinweis auf den Täter. Keiner der wenigen Anwohner im Domgarten hatte etwas gehört oder beobachtet. Auch die bisherigen Ermittlungen im persönlichen und beruflichen Umfeld der Geschäftsfrau hatten keinen Anhaltspunkt auf den Täter geliefert, wie ich aus der Zeitung wusste.

»Gibt es sonst irgendwelche Gemeinsamkeiten bei den beiden Opfern?«, fragte ich meinen Ex.

»Im Gegenteil. Die Anwältin war noch nicht mal dreißig, das erste Opfer Anfang fünfzig. Auch vom Aussehen her sind sie völlig verschieden, die eine spindeldürr und blond, die andere eher mollig und schwarzhaarig.« Paolo massierte sich die Schläfen und betrachtete mich hoffnungsvoll. »Vielleicht stellt sich bei der Obduktion raus, dass es sich doch um verschiedene Tatwaffen handelt, und die beiden Fälle haben gar nichts miteinander zu tun.«

»Du denkst an einen Trittbrettfahrer? In der Zeitung hat aber doch nichts darüber gestanden, wie die Tote beim Dom ermordet worden ist.«

Mein Ex nickte. »Trotzdem kann immer was durchsickern.«

»Oder der Täter hatte, falls es doch derselbe sein sollte, eine persönliche Beziehung zu seinen Opfern.«

Wieder sah ich das lachende Gesicht der jungen Anwältin vor mir. Noch keine drei Stunden war es her, dass sie die Kanzlei nebenan betreten hatte. Ich trank einen Schluck. Mit einem Mal schmeckte der Tee schal. Und obwohl mir vor wenigen Minuten noch kalt gewesen war, raubte die schwüle Hitze, die in der Küche hing, mir jetzt fast den Atem. Aber es war nicht die Hitze. Ich hatte noch immer damit zu kämpfen, dass ausgerechnet ich Britts Leiche gefunden hatte. Dass die junge Frau plötzlich tot war.

Ermordet.

Direkt vor meinem Haus.

Ich schob die Tasse zur Seite, stand auf, öffnete die Tür zur Veranda noch weiter. Inzwischen hatte sich der leichte Wind in stoßartige Böen verwandelt, doch sie kühlten kaum. Es donnerte, dieses Mal noch näher. Der Regen wurde stärker.

Ich ging zur Spüle, drehte den Wasserhahn auf, klatschte mir Wasser auf Stirn und Hals. Und auch wenn an meinen Händen schon lang keine Blutspuren mehr festzustellen waren, seifte ich sie wieder gründlich ein und hielt sie ausgiebig unter den kalten Strahl. Dann öffnete ich den Kühlschrank, holte eine Flasche gut gekühlten italienischen Weißwein heraus und goss mir ein Glas ein.

»Willst du auch?«, fragte ich. Dabei wusste ich genau, dass Paolo ablehnen würde. Schließlich war er im Dienst.

Plötzlich stand Vincenzo in der Tür.

»Super, dass morgen Montag ist«, verkündete er gut gelaunt und fuhr sich durch die borstigen schwarzen Haare, die er wie die zu jeder Jahreszeit gebräunte Haut von seinem Vater geerbt hatte. Normalerweise verabscheute unser Sohn Montage aus tiefster Seele.

»Der Florian wird Augen machen, wenn er hört, was bei uns heut los ist«, fuhr er aufgekratzt fort, zog das Smartphone aus der Tasche und fing sofort an, wie wild darauf herumzutippen.

»Untersteh dich!«, wies ich ihn sofort zurecht. »Heute Abend hast du Handyverbot.«

Ich wusste genau, was er sonst seinem Busenfreund noch heute Abend über WhatsApp oder Facebook mitteilen würde. Und noch etlichen anderen sogenannten Freunden, die wiederum ihrerseits

alle nahen und fernen Facebook-Bekanntschaften über sein aufregendes Erlebnis informieren würden.

Paolos Handy trillerte. Mit einem Seitenblick auf unseren Sprössling verließ er die Küche und nahm das Gespräch im Flur an. Wir hörten ihn leise Anweisungen in das Gerät murmeln. Wenige Sekunden später, während deren Vincenzos Ohren länger und länger zu werden schienen, steckte er den Kopf zur Tür herein.

»Ich muss raus, die brauchen mich, gleich geht das Gewitter los. Deine Aussage hat Zeit bis morgen. Am besten, du kommst am Vormittag ins Büro«, sagte er in meine Richtung und klang plötzlich besorgt. »Soll ich nicht doch einen von den Sanis reinschicken, Prinzessin?«

Vermutlich würde sich mein Ex dieses Kosewort nie abgewöhnen. Ich entstamme einer alten toskanischen Adelsfamilie und darf mich zwar eine *Contessa* nennen, keinesfalls aber eine *Principessa*. Schon immer hatte Paolo mich mit dieser liebevollen Übertreibung genervt, irgendwann hatte ich sie stillschweigend akzeptiert. Alles vergeht, aber Paolos Angewohnheiten bleiben, dachte ich dankbar, während ich gleichzeitig den Kopf schüttelte. Dann trank ich einen großen Schluck Weißwein. Ich hatte ihn bitter nötig. Ich stand noch immer unter Schock.

»Und du«, Paolos Blick heftete sich auf Vincenzo, der unschlüssig auf sein Handy starrte, »hast ja gehört, was deine Mutter gesagt hat. Schließlich ist das eine ultrageheime Polizeiermittlung. Ich zähle auf dich. Kein Wort zu niemandem, verstanden?«

Unser Sohn nickte verschwörerisch. Paolo klopfte ihm auf die Schulter und verschwand.

Ich setzte mich wieder, stellte das Glas vor mich auf den Tisch und überlegte, ob ich Maximilian anrufen sollte, meinen Geliebten. Gegen acht hatten wir kurz miteinander telefoniert, er war auf dem Weg zu einem Abendessen mit Kollegen gewesen. Im Moment aber war ich zu aufgewühlt. Ich würde ihm später eine SMS schreiben.

Zu Vincenzos Überraschung schickte ich ihn nicht ins Bett. Keiner von uns hätte jetzt Schlaf gefunden, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Es donnerte schon wieder. Der Regen platschte nun auch auf

die Verandafiesen vor der geöffneten Tür, irgendwo zuckte ein Blitz, dann krachte es direkt über uns.

Mein Sohn quetschte sich neben mich auf die Eckbank und griff nach meiner Hand.

»Alles wird gut, Mama«, sagte er sanft. »Morgen geht's dir viel besser.«

Einmal, als Vincenzo vom Baum gefallen war, und ein anderes Mal, als er sich beim Spielen böse das Knie aufgeschlagen hatte, waren neben einer zärtlichen Umarmung genau diese Worte das Einzige gewesen, was ihn trösten konnte.

Com'è cresciuto, il mio piccolino, dachte ich und drückte seine Hand. Wie groß mein Kleiner doch geworden war.